

Rezensionen

KLINGSÖHR-LEROY, CATHRIN:

Buch und Bild – Schrift und Zeichnung.

Schreiben und Lesen in der Kunst des 20. Jahrhunderts.

Bielefeld: transcript Verlag 2022, 108 Seiten

Im Essay *Buch und Bild – Schrift und Zeichnung* stellt die Kunsthistorikerin und Direktorin des Franz Marc Museums Cathrin Klingsöhr-Leroy die vier zentralen Titelworte in den Kontext von *Schreiben und Lesen in der Kunst des 20. Jahrhunderts*. Ausgehend von Beispielen aus der (klassischen) Moderne fragt die Autorin, ganz im Sinne der von ihr mitherausgegebenen Buchreihe *Wie wir lesen*, nach der Rolle des Lesens in der gegenwärtigen, von Prinzipien der Beschleunigung und Effizienz bestimmten Gesellschaft. Ihr schmaler Band steckt dabei voll anregender Ideen über die neue Heimat entschleunigter Leseprozesse in der Bildenden Kunst – nicht zuletzt, weil sie sich in akribischen, phänomenologisch geprägten Lektüren Arbeiten von Else Lasker-Schüler, Henri Michaux, Cy Twombly, Anselm Kiefer und vor allem Paul Klee unter den Aspekten von Lesbarkeit, Historizität und Prozessualität annähert. Auf der Grundlage dieses Spektrums an Positionen diskutiert Klingsöhr-Leroy ihre Thesen und Überlegungen zur Bildlektüre. Zentrales Moment ist dabei der künstlerische Schrifteinsatz, um das jeweilige Anliegen vertiefen und noch wirksamer ausgestalten zu können, also der utilitaristischen, schnellen Texterfassung eine selten gewordene kontemplative, ästhetisch wie auch politisch wirksame Leseerfahrung entgegenzuhalten. Mit der ins Bild gesetzten Schrift wird die Lektüre, so ihre Überlegung, im besten Sinne ausgebremst, aber eben nicht nur durch die eingeforderte Langsamkeit der Betrachtung, sondern vor allem auch durch integrierte Hürden wie Änderung der Leserichtung, vorsätzliche Fragmentierung oder den Einsatz nicht zu entziffernder Zeichen. Anders als in den historischen Grundierungen des kunstwissenschaftlichen Verhältnisses Schrift und Bild – beispielsweise belegbar durch Titel und Signaturen oder das beliebte Motiv der Lektüreszenen – ist nun das Lesen als schöpferischer Prozess dominant. Dadurch, so die Autorin, ergibt sich auch eine

Verschiebung innerhalb der Relationen: Der eher als Supplement zum Bild wirksame Text wird in der Moderne zum Bild, er provoziert produktive Konfrontationen mit ungewöhnlichen Schriftbildern und dem Nicht-Vertrauten im Rahmen neuer Lesearbeit.

Hinsichtlich der Aufwertung bzw. Neubewertung von Konzeption und Zeichnung wählt Klingsöhr-Leroy zur Absicherung des dabei von ihr zentral gesetzten Begriffs der Linie den Rückgriff auf Ovids *Metamorphosen*, namentlich den Mythos der Arachne. Die im Wettstreit gegen Minerva (bzw. Athene) zwar siegreiche, doch in eine Spinne verwandelte Weberin ist für sie die wortwörtliche Verkörperung einer Verbindung von Schrift und Zeichnung: Literaten wie Bildende Künstler ziehen gleich ihr besagte Linie aus sich selbst, sie schöpfen Fäden, Spuren, Zeilen. Entlang der Linie, dem Gemeinsamen von Schrift und Zeichnung, zeigt sich für die Autorin aber nicht nur die Verbindung derselben, sondern vielmehr deren Verfließen im jeweiligen Werk, also das Zeichnung-Werden des Geschriebenen. Die auf dieser Grundlage argumentierte Hinwendung zum Prozessualen und den Modi von Produktion bzw. Rezeption findet ein historisches Pendant in Paul Klees Kritik an Gotthold Ephraim Lessing wirkmächtiger Studie *Laokoon oder über die Grenzen der Mahlerey und Poesie* (1766), der richtigweise viel Raum gegeben wird. Klees fundamentale Kritik richtet sich ja nicht nur gegen die von Lessing postulierte Vorstellung einer Nachahmung von Wirklichkeit durch die Künste, sondern vor allem gegen die damit verbundene Unterscheidung der Entfaltung bzw. Erfahrbarkeit von bildender Kunst und Literatur. Klee führt gegen die Festlegung von zeitlich vs. räumlich entwickelter Rezeption die Zeitlichkeit des Raums ins Feld, die er in eigenen theoretischen Schriften und künstlerischen Arbeiten demonstriert. Auch auf der Ebene der eindeutigen semantischen Zuschreibung und Naturerscheinungen bricht Klee mit Lessing; er setzt, radikaler noch als seine Zeitgenossen, auf die Arbitrarität von Zeichen in der Kunst. Die Linie wird durch Klee, so die Autorin, zum Ausdruck von Dauer, Zeitlichkeit und Prozess. Mit der realisierten Aufhebung von Schrift und Bild soll aber nicht das Kollektiv – dem das Bauhaus oder auch Walter Benjamin zusprechen – adressiert werden, sondern das Individuum in seiner in der Zeit

gründenden Leseerfahrung. In der Spätphase seines Werks entwickelt Klee diese Gedanken praktisch in der Auseinandersetzung mit dem Objekt Buch weiter indem er Arbeiten vorlegt, die noch deutlicher als vermeintliche Schriftstücke konzipiert sind.

Klingsöhr-Leroy sieht in Klees Spiel mit Lese-richtungen und Lesbarkeit, seiner Wendung ins Hieroglyphische die Reaktion auf geschichtliche Kontexte, das Auflösen von Zusammenhängen dokumentiert für sie den Aufstieg des europäischen Faschismus. Das Werk als Inszenierung und vorsätzliche Verwischung zwischen Schrift und Zeichnung sieht die Autorin auch bei Else Lasker-Schüler eingelöst, bei der sie den bei Klee so dominanten Faktor Temporalität insbesondere in zwei Punkten ausmacht: einerseits in der ins Werk übersetzten Erkenntnis, dass die jeweilige Arbeit weder in einem Moment entstanden ist noch augenblicklich erfahren werden kann; andererseits in der Fokussierung auf Faktoren von Gemachtheit, Prozessualität und Materialität. Hier wäre es freilich gewinnbringend gewesen, noch mehr hinsichtlich der Funktionsweise aus betonter Zeitlichkeit und überzeitlicher Gesamtkonzeption, die bei Lasker-Schüler durch Anleihen bei der Textsorte Märchen gegeben ist, zu hören. Ganz im Sinne der fingierten Schriftstücke wird auch das zeichnerische und literarische Werk von Henri Michaux eingeführt – die Verbindung zu Klee ist hier nicht nur durch die Wertschätzung bzw. Nähe zu den Surrealisten gegeben. Michaux setzt den Kurs Klees fort, er setzt neben der Vervielfachung der angebotenen unlesbaren Zeichen auch auf deren weitere semiotische Öffnung und möglichst freie Interpretierbarkeit. Michaux will bei aller Nähe zu Klee aber auf eine bewusste Steuerung der Linie verzichten, mit seinen Strategien setzt er eher auf eine Form des Nachfolgens im Ausführen. Der Linie wird – in diesem speziellen Fall in Form eines Texts – Handlungsmacht zugeschrieben; die Linie wird, was durchaus im Einklang mit neumaterialistischen Ansätzen unserer Gegenwartsphilosophie steht, zum Akteur.

In Bezug auf die *agency* der Linie wird auch das Werk von Cy Twombly in die Studie integriert. Wie bei Jean Dubuffet sieht Klingsöhr-Leroy im Werk Twomblys den Wunsch einer aufgewerteten Geste des künstlerischen Ausdrucks

eingelöst, der nach den Zivilisationsbrüchen des Zweiten Weltkriegs Aufrichtigkeit garantieren soll. Die bei Twombly auch sprachlich mehrdeutige *line*, die gleichermaßen Gedichtzeilen und Linien meint, wird in ihrer Bedeutung spürbar. Insbesondere der Referenzraum der Poesie – der bei Twombly nicht nur antike Beispiele oder seine Zeitgenossen wie Charles Olson umfasst – ist wesentlich für den intensiven Recherche- und Lektüreprozess, der dem eruptiven Produzieren der Bilder vorausgeht. Die Lesbarkeit der literarischen bzw. historischen Referenzen ist bei Twombly Praxen der Fragmentierung, Übermalung oder auch Auslassung unterworfen. Die Leere, die die Begeisterung Twomblys für seine literarischen und historischen Referenzen mitbestimmt, ruft ein (ungefährtes) Vorwissen auf, das auch für die im vorliegenden Band analysierten Arbeiten Anselm Kiefers von Bedeutung ist. Das Operieren mit zeichnerisch gesetzten Schriftverweisen ist bei Kiefer nicht selten ein Verhandeln von Verlusten und Gewalt. In seiner Auseinandersetzung mit der jüngeren deutschen Vergangenheit – etwa in seinen aus Blei gestalteten, dem Lesen entzogenen Büchern – wird die Schrift zur nachträglichen Beschriftung, zu einer mitunter vorsätzlich fehlerhaften Verschlagwortung, die Hinweise zum Verständnis anbietet. Erneut ist die Literatur mehr als nur Referenzsystem, denn Kiefers Schrift ist nicht nur ein (An-)Zitieren von beispielsweise Ingeborg Bachmann oder Paul Celan; vielmehr finden sich auf dieser Ebene nicht selten Verweise auf einen Mythos-Begriff, der – wie etwa die leider nicht berücksichtigten edierten Notizbücher und Vorlesungen Kiefers glaubhaft nachvollziehbar machen – noch nicht bzw. nicht mehr politisch pervertiert ist. Cathrin Klingsöhr-Leroy hat mit *Buch und Bild – Schrift und Zeichnung* einen klugen, sorgfältig bebilderten Essay vorgelegt, der komplexe Zusammenhänge in eine kompakte Lesbarkeit bzw. Anschaulichkeit bringt. Es bleibt, aller willkommener melancholischen Einschlüsse zum Trotz, aber doch zu hoffen, dass das von der Autorin richtigerweise hochgehaltene langsame (und: aufmerksame) Lesen heutzutage auch, aber nicht nur in der Bildenden Kunst einen Platz findet.

Thomas Ballhausen, Wien/Salzburg